



KOSMOS PALLASSEUM

KOSMOS PALLASSEUM

Daniel H. Wild [Hrsg.]

*L'imagination assez pleine et assez étendue
pour embrasser l'univers comme une ville.*
[Montaigne]*

VORWORT

Die Komplexität unserer Welt hat offenbar zugenommen seit Montaigne dies sagen konnte. Heute wird eine verkapselte Wohnanlage im Schöneberger Norden zu einem Kosmos erklärt, dem sich die Künstler*innen Christine Weber, Evol, Alekos Hofstetter, Robert Sokol und Julian Vogel mit ihrer Vorstellungskraft auf unterschiedliche Weise nähern. Bei dem Wohnkomplex Pallasseum handelt es sich ja immerhin um eine veritable Kleinstadt mit deutlich über 2000 Bewohnern und damit befindet sich das Gebäude in einer Liga mit Ortrand, Oberwiesenthal oder Meyenburg.

Die Zwitschermaschine ist eine Ermöglichungsfläche, ein offener Raum für die Kommunikation und Interaktion von Kunst und Gesellschaft. Es geht um neue Formen der sozialen Interaktion, die private und öffentliche Räume zu einer relationalen Struktur verbinden, um einen Beitrag zur Überwindung der Atomisierung des urbanen Lebens zu leisten.

Wie wunderbar wäre es da, wenn KOSMOS PALLASSEUM als Kooperation von Architekten, Autoren, Kuratoren und bildenden Künstler*innen den Mut unserer Stadtplaner befeuerte, sich den ursprünglichen Planungen der Architekten Jürgen Sawade, Dieter Frowein, Dietmar Grötzebach und Günter Plessow erneut zuzuwenden und die Anlage in ihrem Sinne als einen öffentlichen und einen Transitraum zu gestalten.

Der Nordhof wird zum städtischen Begegnungsort und das Promenadendeck, das jetzt brach liegt und ratlos mit Blick auf Hochbunker und die nurmehr zweispurige Pallasstraße abbricht, ist dann begrünt; überbrückt und umwegt Straße und Bunker, um uns ruhigen und sicheren Fußes in den nahegelegenen Kleistpark zu führen.

Eine schöne Vorstellung, voller Kraft.

Stephan Kruhl

**Eine Vorstellungskraft, voll und weit genug,
um das Universum wie eine einzelne Stadt zu umspannen.*



KOSMOS PALLASSEUM

KOSMOS PALLASSEUM widmet sich dem Dazwischen, dem, was zwischen Planung und Wirklichkeit, zwischen Menschen und Architektur, zwischen dem Jetzt und dem Morgen stattfindet.

Das Pallasseum ist ein hochverdichteter, denkmalgeschützter Wohnblock in Berlin-Schöneberg, der 1977 an der Stelle erbaut wurde, an der einst der Berliner Sportpalast stand. Im Sportpalast hielt Joseph Goebbels 1943 die Rede, in der er zum „Totalen Krieg“ aufrief. Einzig ein nicht sprengbarer Hochbunker an der Pallasstraße zeugt noch von Faschismus, Krieg und Vernichtung. Jetzt wohnen an diesem Ort Menschen aus der ganzen Welt.

Christine Weber, EVOL, Alekos Hofstetter, Robert Sokol und Julian Vogel nähern sich dem Pallasseum mit Malerei, Kunst im öffentlichen Raum, Film, Zeichnung und Fotografie. Sie fokussieren jeweils andere Schattierungen des Pallasseums, seiner Architektur, seines Umfelds und seiner Bewohner*innen. Aus der Kollaboration der Künstler*innen, ihrer Interaktion mit dem Ort, seiner Architektur und seinen Menschen entsteht ein Netz, das neue Perspektiven ermöglicht: auf das Zusammenleben als kleinste urbane Einheit, auf Architektur und Stadtplanung und nicht zuletzt auf das ständige Fortschreiben von Geschichte.

Dr. Pablo von Frankenberg

Das Projekt KOSMOS PALLASSEUM zeichnet sich durch die diskursive Kooperation von Architekten, Autoren, Kuratoren und bildenden Künstler*innen aus. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit sind verschiedene Text-, Film- und künstlerische Werkbeiträge, welche im Rahmen der Ausstellung in dem Berliner Projektraum ZWITSCHERMASCHINE vom 6. – 28. Mai 2022 der Öffentlichkeit präsentiert wurden.

Beteiligt sind an dem Projekt Christine Weber, Prof. HG Merz, Dr. Pablo von Frankenberg, Rainer Bellenbaum, Daniel H. Wild, Gunda Işik, Stephan Kruhl, Alekos Hofstetter, EVOL, Robert Sokol und Julian Vogel.



VERDICHTUNG: OHNE BERÜHRUNG

Rainer Bellenbaum

Wie eine weite Brücke ragt die Hochhausscheibe über der Pallasstraße und über dem am Straßenrand stehenden Hochbunker. So innig wie auch diskret hält das Wohngebäude Abstand zu beiden. Der Bunker ist eng und passgenau überbaut, ohne dass er vom Wohnhaus berührt würde. Auf der anderen Straßenseite hat die Fahrbahn, die trotz der damaligen Ausbauwünsche einer ‚autogerechten Stadt‘ zweispurig geblieben ist, einen weiten, platzartigen Bürgersteig gelassen. Die über der Straße liegenden Wohnetagen sind durch ein Luftgeschoss gegen den Verkehrslärm gedämmt. Nicht nur ist das Bauwerk in dieser innerstädtischen Lage wegen seiner kolossalen Ausmaße mit insgesamt 514 Wohnungen beeindruckend; emblematisch ist es überdies wegen seines subtilen Vexierspiels zwischen gesellschaftlichen Näheverhältnissen und Disparitäten.

„Wohnen am Kleistpark“ – diese ursprüngliche, auf grünes Idyll gemünzte Bezeichnung für die Anlage nahm indes symbolisch Abstand zum Verkehrslärm wie auch zum Militärbau. Eigentlich auch zum Großteil des gesamten Gebäudekomplexes, zu dem neben der Hochhausscheibe noch zwei große Hofbebauungen auf der Nordseite gehören, an deren Stelle früher der berühmte Sportpalast¹ gestanden hatte. Vom Kleistpark ist dieser Bereich ziemlich abgelegen. Zwar sollte es gemäß früheren Überlegungen eine Fußgänger Verbindung² geben. Sie hätte von der nördlichen Winterfeldstraße bis zum südlich gelegenen Park geführt, über diverse Höfe, über das Luftgeschoss, über die Pallasstraße, entlang der Erschließungswege zu den Wohnetagen, weiter über Rampen am Bunker vorbei. Doch das letzte Etappenstück über den Schulhof der benachbarten Sophie-Scholl-Schule, worauf auch der Bunker steht, wurde für die schulfremde Öffentlichkeit nicht freigegeben.

Ohnehin war die Brückenfunktion nicht der wesentliche Aspekt für die Überbauung von Straße und Bunker. Der tiefere Grund dafür bestand vielmehr darin, so Architekt Dieter Frowein³, mehr Wohnungen unterbringen zu können und das dazu über einer öffentlichen [Straßen-]Fläche, die nicht berührt wurde und die deshalb als Grundstück auch nicht mehr bezahlt werden musste.⁴ Ohne die somit vom Bodenpreis teilentbundene Konstruktion wäre die Masse an Sozialwohnungen in dieser innerstädtischen Lage kaum finanzierbar gewesen.

Dabei war das Finanzierungsmodell des sozialen Wohnungsbaus den privaten Geldgebern schon mächtig entgegengekommen. Aufgrund des gemeinnützigen Zwecks konnten sie ihre Investitionen großzügig von der Steuer absetzen, womit der Hausbau weitgehend von der öffentlichen Hand bezahlt wurde. Mit in Kauf genommen wurde insofern allerdings, dass für die neuen Wohnungen hauptsächlich Mieter*innen in Frage kamen, die niedrige Einkommen hatten und darum nicht selten in

prekäre Lagen gerieten. Letzteres war sicher auch ausschlaggebend dafür, dass nicht alle ein Auto besaßen und dass manche Stellplätze in den Parketagen ungenutzt blieben.

Ob die prekären Lagen indes ein wesentlicher Grund dafür waren, dass mehr vom Straßenleben ins Gebäude drang, als ein „Wohnen am Kleistpark“ hätte vermuten lassen, das muss offenbleiben. Tatsache ist, dass seit Mitte der 1990er Jahre die Eingänge und Flurtüren des Gebäudes strenger geschlossen oder kameraüberwacht wurden, dass Graffitis und Straßenkunst hausordnungsgemäß übermalt wurden und dass der Treppenzugang zum Luftgeschoss auf der Seite des Bunkers abgerissen wurde. Damit war selbst eine einfache Straßenüberquerung über die „Brücke“ passé.

Die Situation dort sei nicht mehr zu kontrollieren gewesen, so Peter Pulm vom ehemaligen Quartiersmanagement Schöneberger Norden⁵. Und manche TV-Reportage von damals fokussiert genüsslich und so aufdringlich wie weitwinklig auf unaufgeräumte Wohnungen, auf desolate Zimmerdecken, eingetretene Glastüren oder auf wilde Müllentsorgungen inklusive der in tote Winkel geworfenen Drogenbestecke. Das riesige Wohngebäude, das mit seinen an die 2000 Bewohner*innen viel Gelegenheit zur Anonymität bietet, hatte sich so sehr zum Brennpunkt sozialer Schieflagen entwickelt, dass ihm nicht nur der Spottname „Sozialpalast“ zukam, sondern dass mehrere Stadtpolitiker zwischenzeitlich seinen vollständigen Abriss forderten. Leichtfertig machten sie den Massenwohnungsbau für die Symptome von gesellschaftlicher Spaltung und Entfremdung verantwortlich. Egal war ihnen dabei, dass die Wohnungen hier mit ihren klug erschlossenen Balkonen, Loggias und Terrassen eine Grundrissqualität aufwiesen, die der üblichen Berliner Mietwohnung nicht nur im buchstäblichen Sinn haushoch überlegen ist.

Peter Pulm weiß um die lange Liste von Aktionen und Maßnahmen, die mit der Einführung eines Präventionsrats und des Schöneberger Quartiersmanagements ab Ende der 1990er Jahre auch das soziale Zusammenleben in der „Wohnmaschine“ langsam verbesserten. Die Schließung von Zwischentüren im Gebäude und die zeitweilige Beauftragung einer Sicherheitsfirma habe ebenso dazugehört wie die regelmäßige Anhörung und Moderation unterschiedlicher Mieterinteressen oder die Umbenennung des Gebäudes durch den unverfänglicheren Namen „Pallasseum“. Nachbarschaftliche Annäherungen seien durch die Gründung des Mietercafés „Kaffeeklatsch“ gefördert worden. Desweiteren durch einen Schönheitswettbewerb für Balkone oder durch ein kunsttherapeutisches Fotoprojekt, das zahlreiche Mieter*innen dazu angeregt hatte, ihre am Balkon installierte Satellitenschüssel mit einem individuellen

Bildmotiv zu dekorieren⁶. So konnten die Mitmachenden eine persönliche Botschaft, entgegen der TV-Signale, an den unten durchziehenden Straßenverkehr senden.

Nachhaltigeren Zuspruch findet die in den 2000er Jahren begonnene Umnutzung des Parkplatzes in der Pallasstraße zwischen dem Hochbau und der diesem gegenüberliegenden Brandmauer des nächsten Altbaus. Diese schmale Freifläche entwickelt sich seitdem zu einer Mischung aus Gemeinschaftspark, Kinderspielplatz und individuellen Mietergärten. Engagierte Bewohner*innen können hier eine eigene Parzelle bewirtschaften und damit gemäß ihrer kulinarischen Traditionen Kräuter und Gemüsesorten anpflanzen. Als Angebote für die Gemeinschaft gibt es regelmäßige Workshops zur Kompostbildung. Von den darüberliegenden Balkonen und Loggias mögen Eltern ihre Kinder beaufsichtigen. Und mit wenigen Eingriffen wäre die Freifläche um einen Durchgang bis zur Winterfeldstraße zu bereichern. Belebt durch unterschiedliche Generationen, durch Mieter*innen, Anlieger*innen und womöglich sogar flanierende Passant*innen böte sich hier eine vielversprechende Option, die Distanzmarken des zwischen Nachbarschaft und Gesellschaftsspaltung verdichteten Wohnweltraums zu entschärfen, auch im Sinne des gegenseitigen Respekts.

Szenenwechsel zur gegenüberliegenden Straßenseite: Im Juni 1994 adressierte Maria Derewjanko aus dem ukrainischen Lviv [Lemberg] einen Brief an die „Schulleitung der Augustaschule Berlin. Das Haus ist gleich um die Ecke Palas Straße [sic] und Ishold Straße [sic]. Deutsche Bundesrepublik.“⁷ Gorbatschows Glasnost hatte es Frau Derewjanko ermöglicht, einen Brief nach West-Berlin zu schicken, dorthin, wo sie von 1943 bis 1945 als Mädchen in dem als Lager für Zwangsarbeiter*innen entwendeten Schulgebäude interniert war. Die Schule, die bereits unmittelbar nach dem Krieg in Gedenken an die Widerstandskämpferin Sophie Scholl umbenannt worden war, besorgte die notwendigen Einladungen, so dass Maria Derewjanko im Oktober 1994 mit eigenen Augen auf den Ort ihrer früheren Internierung zurückblicken konnte. Aus Mariupol kamen ähnliche Briefe und Besuche. Als 1996 Marias Bruder Wassilij mitkam und er vor „seinem“, von ihm miterbauten Bunker stand, überwältigten ihn die Gefühle, was auf alle anderen Anwesenden übersprang. So berichtet es Bodo Förster, der als Lehrer der Sophie-Scholl-Schule die Geschichte des Bunkers leidenschaftlich erforscht und in zahlreichen Unterrichtsprojekten vergegenwärtigt hat.⁸

Nicht nur bei den Schülern und Schülerinnen führte die Begegnung mit den ehemals Internierten zur Erinnerungsarbeit in Form von Ausstellungen oder Installationen. Auch für

die Lehrer*innen ergaben sich durch den Austausch mit den Besucher*innen aus der Ukraine⁹ neue Fragestellungen. So wäre künftig zu erforschen, wie Förster in seiner 2008 erschienenen Schul-Chronik schreibt, warum die bis zum April 1945 dort internierten Zwangsarbeiter*innen die damaligen Schülerinnen ebensowenig bemerkt hatten, wie umgekehrt diese die Internierten wahrnahmen.¹⁰

Den quaderförmigen Bunker mit seinen über drei Meter dicken Betonwänden hatten die aus Osteuropa deportierten Zwangsarbeiter*innen im Krieg bauen müssen, weil darin die Deutsche Reichspost die Technik ihres in der Winterfeldstraße gelegenen Fernmeldeamtes vor Bomben schützen wollte. Fertig wurden die Bauarbeiten bis Kriegsende allerdings nicht. Dennoch scheiterten die nach 1945 unternommenen Versuche, den unvollendeten Klotz wieder abzureißen. Größere Sprengungen hätten auch andere noch stehende Gebäude damals gefährdet; kleinere Detonationen brachten die inneren Decken und Wände des Bunkers nur zum Teileinsturz. Mit der Verschärfung des Kalten Kriegs in den 1960er Jahren, überwog bei Alliierten und den Abgeordneten West-Berlins die Meinung, militärisch auf das Gebäude weiterhin angewiesen zu sein. Schließlich setzten die Alliierten, gegen den Widerstand von Seiten mehrerer Schöneberger Bezirksverordneter, die Renovierung des Bunkers durch, auch zum Schutz gegen eventuelle ABC-Waffen-Angriffe. Entsprechende Sanierungsarbeiten fanden zwischen 1986 bis 1989 statt, abermals ohne Fertigstellung. Jedenfalls ist das inzwischen denkmalgeschützte Gebäude aufgrund mangelhafter Belüftung und innerer Erosionen heute nur in Ausnahmefällen zugänglich. Eine Umnutzung etwa als Veranstaltungsort würde weitere kostspielige Sanierungen erfordern.

Einblicke in das Innere des Bunkers für eine größere Öffentlichkeit gewährte zuletzt Wim Wenders' 1987 erschienener Film *Der Himmel über Berlin*, mit Aufnahmen, die unmittelbar vor der Renovierung entstanden, überwiegend schwarzweiß, in elegisch komponierter Fotografie. Zu sehen sind die noch großen Einsturzlöcher der Zwischendecken mit dramatisch heraushängenden Moniereisen; Schauspieler üben daran Scheingefechte und ihre Vorstellungen von Kriegsverzweiflung, prügeln sich am Rand der Löcher oder probieren Hüte auf. Denn der Bunker fungiert hier als Drehort für einen Film im Film. Wo in letzterem Bruno Ganz den Engel Damian darstellt, den es aus himmlischer Höhe hinab zu irdischer Berührung zieht, spielt im ersteren Peter Falk¹¹ einen Detektiv, der, nach Kriegsende in Amerika angeheuert wurde, um in Berlin nach überlebenden Angehörigen zu suchen. Vor dem Bunker geben sich beide Protagonisten durch ein Absperrgitter hindurch die Hand. Was für Damian die neue Erfahrung körperlicher Berührung bedeutet,

ist für den Filmstar aus Los Angeles längst Gewohnheit, obgleich auch er behauptet, ein Engel zu sein.

Der Architekt Jürgen Sawade besuchte Amerika zum ersten Mal 1972, zwei Jahre vor seinen Planungen für Schöneberg. 1976, noch während der Bauzeit dort, war er Visiting Professor an der UCLA in Kalifornien. Die Dimensionen und der weltstädtische Charakter der von ihm besuchten US-Städte Los Angeles, San Francisco, New York, Chicago hinterließen einen prägenden Eindruck auf Sawade¹². Für ihn war klar, dass Berlin von solcher Großstadtarchitektur sich etwas abzuschneiden hatte: Rationalität, auch in Richtung Himmel. Immerhin war die seit dem 19. Jahrhundert in Berlin gehegte Traufhöhe von etwa 22 Metern in der Nähe des Schöneberger Bauplatzes schon mehrfach überschritten worden. So etwa vom oben erwähnten Fernmeldeamt [Entwurf: Otto Spalding, Kurt Kuhlow, 1923-1929] – Funkverkehr brauchte einfach eine gewisse Höhe – wie auch vom sich daran messenden Verwaltungsgebäude für Kathreiners Malz-kaffee-Fabriken [Entwurf: Bruno Paul, Bauzeit 1928-1930] in der Potsdamer Straße. Mit der raffinierten Bezugnahme auf diese Gebäude überwand auch Sawades [et al.] Entwurf die Bedenken alter Traufhöhenverteidiger. Indem das Scheibenhochhaus die Vertikalen jener neusachlichen Funktionsbauten aufnimmt, während die nördliche Hofbebauung an den Höhenmaßen von Gründerzeitblöcken festhält, rekonfigurierte die Neubauanlage die sich verändernden Raumkoordinaten gleichfalls für das moderne Wohnen.

Die Perspektiven zu variieren ist für das Leben einer Stadt konstitutiv. Nicht jeder und jede wohnt dabei in einer oberen Etage, von der aus, bis zum weiten Horizont sichtbar, ein dichtes Gefüge von Bauwerken, Plätzen, Straßen und Verkehr bei ständig wechselndem Licht und Wetter erscheint. Doch neues im alltäglichen Wohnumfeld zu entdecken, zwischen weit und nah, zwischen oben und unten oder innen und außen, das wäre vielen zu gönnen. Zu wünschen wäre für eine größere Anzahl von Anlieger*innen des Pallasseum die Aufenthaltsmöglichkeit auf verschiedenen Plateaus des Gebäudes, entsprechend jener Entwürfe, die die Erschließung einzelner Dächer, auch desjenigen des Bunkers, zur gemeinschaftlichen Nutzung vorsahen. Wünschenswert wäre überdies mehr Durchlässigkeit, entsprechend des ursprünglichen Plans, für Passanten*innen eine Querverbindung zwischen Winterfeldstraße und Kleistpark zu beleben, und sei dies auf bestimmte Zeiten täglich begrenzt. Denn das Begehren nach neuen Raumeindrücken stillen nicht allein die Bilder, weder Engelsträume noch Überwachungskameras. Raumerlebnis entsteht insbesondere durch Architektur, für deren Umsetzung Sawade und seine Partner eigentlich gute Ideen hatten, die noch nicht alle umgesetzt sind.

¹ Von dem bis zu 14000 Besucher*innen fassenden Sportpalast hatte Joseph Goebbels seine Frage an die Deutschen hinausgerufen, ob diese den totalen Krieg wollten.

² Siehe Wolfgang Schäche [Hrsg.], Jürgen Sawade, Bauten und Projekte 1970-1995, Berlin, 1997, S. 37.

³ Dieter Frowein hatte als Büropartner vom Jürgen Sawade und zusammen mit Dietmar Grötzebach und Günter Plessow am damaligen Entwurf mitgearbeitet.

⁴ Dieter Frowein im Interview mit dem Autor am 4.4.2022.

⁵ Das Quartiersmanagement Schöneberger Norden bestand 20 Jahre lang, von 1999 bis 2020, getragen vom Berliner Senat für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen.

⁶ 2010 initiierte der Künstler und Kunsttherapeut Daniel Knipping das Projekt „Von Innen nach Außen“.

⁷ zitiert nach: Bodo Förster, Die Sophie-Scholl-Oberschule in Berlin Schöneberg. 175 Jahre Schulgeschichte, Berlin, 2008, S. 74

⁸ ebenda, S. 75

⁹ Zum Zeitpunkt, da der vorliegende Text entsteht, kommen sehr viele Menschen aus der Ukraine nach Berlin, auf der Flucht vor dem russischen Überfallkrieg auf ihr Land.

¹⁰ ebenda, S. 82

¹¹ Peter Falk war damals weithin bekannt für seine Darstellung der Titelfigur in der TV-Serie Columbo. Außerdem für seine Mitwirkung in mehreren Filmen von John Cassavetes.

¹² Siehe Wolfgang Schäche [Hrsg.], Jürgen Sawade, Bauten und Projekte 1970-1995, Berlin, 1997, S. 20



„Es liegt ein Grauschleier über der Stadt
Den meine Mutter noch nicht gewaschen hat“

Fehlfarben, Grauschleier, Monarchie und Alltag, 1980

NICHTS FÜR UNGUT

Daniel H. Wild

Nach Angaben des Statistischen Bundesamts

- hat sich in der alten Bundesrepublik die Zahl der Gebäude mit Wohnraum und bewohnten Unterkünfte allein zwischen 1950 und 1993 fast verdoppelt
- wurden im Zeitraum zwischen 1961 und 1970 eine Rekordzahl von insgesamt 5,6 Millionen Wohnungen fertiggestellt, von denen knapp 40 Prozent auf den sozialen Wohnungsbau entfielen
- betrug die durchschnittliche Größe einer Neubauwohnung etwa 60 m² im Jahr 1956, 71 m² im Jahr 1960, lag aber bereits 1970 bei 84 m² und erreichte 1998 dann 90,1 m²
- liegt die durchschnittliche Wohnungsgröße in Deutschland heute mittlerweile bei rund 92 m²
- ist der Wert von Preisen für Häuser und Eigentumswohnungen zwischen 2010 und 2020 um 65 Prozent gestiegen

Laut einer kürzlich veröffentlichten Wirtschaftsstudie der letzten zehn Baujahre ist der Durchschnittswert für Quadratmeterpreise bei Eigentumswohnungen zwischen 60 und 80 m² in Berlin von 3.798 Euro [2016] auf 6.856 Euro [2021] pro Quadratmeter gestiegen.

"Bauen ist der graue Elefant in der Klimawende" - Bundesbauministerin Klara Geywitz [SPD], im Dezember 2021

Das Pallasseum, eine Betonwohnanlage im Bezirk Tempelhof-Schöneberg, ehemals errichtet als *Wohnen am Kleistpark*, wurde zwischen 1974 und 1977 von der Klingbeil-Gruppe, des seinerzeit größten Bau- und Wohnungsunternehmens Berlins, auf dem Areal des abgerissenen Berliner Sportpalasts gebaut. Der heutige Name *Pallasseum* wurde 2001 von über hundert eingereichten Vorschlägen ausgewählt. Die Namensgeberin war eine damals 10-jährige Bewohnerin. 1973 waren für die dringend benötigte Sanierung des im November 1910 eröffneten Sportpalastes keine Gelder vorhanden gewesen, woraufhin der Immobilienunternehmer und Bildhauer Karsten Klingbeil angeblich aus steuerlichen Gründen Bauherr von den damals 800 geplanten und heute 514 Wohnungen wurde. Die Kaufsumme betrug 8 Millionen Mark. 1973 kam eine Sprengung des Sportpalastes aufgrund der umliegenden Häuser und Wohndichte nicht mehr infrage, sodass Trümmerbirnen [auch Abrissbomben genannt] die Zerstörung durchführen mussten. Einstürzende Altbauten allenthalben damals.

Das war also 1973, in jener Zeit, in der die DDR das Wohnungsbauprogramm, mit dem die "Wohnungsfrage" bis 1990 gelöst werden sollte, einführte, und in der die Miete in Ost-Berliner Plattenbauten [WBS 70 /das modulare "Wohnungsbau-system"] 1,25 Mark pro Quadratmeter betrug: "Jedem eine eigene Wohnung". War in West-Berlin 1962 die Grundsteinlegung für die Gropius-Siedlung noch groß gefeiert worden [für ein "modernes, gesundes Wohnen" in der BBR-Zone, d.h. Britz-Buckow-Rudow], in deren Weiträumigkeit nunmehr nur 300 Menschen je Hektarfläche und nicht mehr 1600 Menschen, wie in Altwohngebieten, leben konnten, wurde genau diese Großwohnsiedlung, mittlerweile Gropiusstadt genannt, gerade einmal fünfzehn Jahre später schon als der Inbegriff der Trostlosigkeit, Verwahrlosung, und sozialen Kälte angesehen. In diesem Viertel lungerten um die 5.000 Jugendliche, deren Kellereinrichtung *Haus der Mitte* wegen Rauschgifthandels geschlossen werden musste, und man daher besser ins *Sound* pilgerte. Auf den wenigen Spielplätzen sähe man manchmal betrunkenen Kinder torkeln, hieß es. Und: "Wenn man zwischen den Hochhäusern war, stank es überall nach Pisse und Kacke. Das kam von den vielen Hunden und den vielen Kindern. Am meisten stank es im Treppenhaus." So resümierte es jedenfalls Christiane, eine dann berühmt gewordene jedoch etwas schlecht beleumundete jugendliche Bewohnerin ohne vollständigen Nachnamen.

Mit der Fuggerei in Augsburg begann die Idee und entwickelte sich dann über Werksiedlungen wie der Siemensstadt hin zu den riesigen Megasidelungen wie die US-amerikanischen *Pruitt-Igoe* Häuser in St. Louis, *LeFrak City* in Queens, *Co-op City* in der Bronx, *Cabrini-Green* in Chicago, *the Sentinels* in Birmingham, die *Red Road Flats* in Glasgow, der *Barbican Complex* in London, das *Bijlmermeer* in Amsterdam-Zuidoost [eine "Langeweile heldenhafter Größenordnung", so begeisterte sich Rem Koolhaas], die *Vele di Scampia* in Neapel oder der *Corviale Roms*, die ZUP [*zones à urbaniser en priorité*] in Frankreich, die Wohnsiedlungen in Jugoslawien, Halle-Neustadt [Hanoi], und so weiter, eine nicht enden wollende Liste so vieler Gebäudekomplexe des sozialen Wohnungsbaus, die irgendwann einmal katalogisiert werden könnten und sollten—es waren nämlich die Träume von Goldfinger, Le Corbusier, Aalto, Gropius und vielen anderen Architekten der Gruppe *CIAM* über die Entstehung moderner Satelliten- oder Trabantenstädten gewesen, aber sie haben eine lange und bittere Geschichte erlebt. Kolossal halt, was den Menschen Halt geben soll.

Nun war diese Vorstellung daher bei der Fertigstellung des "Sozialpalastes" an der Pallasstraße 1977 schon ziemlich umstritten und doch hatte Architekt Jürgen Sawade der Stadt Berlin ob ihrer eingekesselter Inselhaftigkeit große Möglichkeiten als "Labor" bescheinigt und wollte deswegen mit seinem Bauvorhaben etwas "Modernes, Großstädtisches", also im Gegensatz zur kleinbürgerlichen Welt im muckeligen Eigenheim der Bausparverträge, erschaffen. Wir erinnern uns. Am 31. Dezember oder am 30. Juni, na ja, also eigentlich zu jedem Quartalsende, war Wüstenrot-Tag für die staatlichen Förderprämien: *Achtung, Ferdi, los! Auf zum Endspurt, Kurt! Gib Gas, Gustav! Schnell, schnell, Isabell!* Trotzdem wurde mit der ihr ebenfalls eigenen Druck-Dynamik das Sawade-Gebäude allerdings schnell zu einem sogenannten "sozialen Brennpunkt" verslump, aber das war doch nun wirklich nicht seine Schuld, beteuerte er. *40 qm Deutschland* mussten ja damals eigentlich auch reichen für ein Fremdenzimmer. "Menschenwürdiges Wohnen" oder Belegungsbindung, sollten diese Prinzipien langfristig unvereinbar bleiben?

An der denkwürdigen Geschichte des Sportpalastes wird es jedenfalls nicht gelegen haben, obgleich diese natürlich oft als geschichtliche Hypothek in Anspruch genommen werden muss. Lassen sich doch die vielen Ereignisse, die dieser Ort erlebt hat, in einen sonderbaren Reigen falten. So zum Beispiel die Tatsache, dass der Sportpalast als Winter-Velodrom seinen Anfang nahm, also zunächst ein Ort mit Kunsteisbahn für Schlittschuhläufe, Rennen, und Eisrevuen [die erste hieß "Am Nordpol"]. 1909 war das Gelände von der Internationalen Sportpalast- und Winter-Velodrom GmbH gekauft worden. Später dann, nach den "Wirren des Krieges", wie man es damals

zu nennen pflegte, wurde der Palast Zeuge der Rückkehr Sonja Henies nach Berlin mit der "Holiday on Ice Tour". Das war die beliebte Norwegerin ["Fräulein Hoppla" oder "das Häseken"], die sich ganz reizend mit Joseph Goebbels anlässlich der Filmpremiere von *One in a Million* in Deutschland 1936 getroffen hatte und die sich übrigens dem Groß-Berliner Gauleiter in seiner unweit gelegenen "Höhle" in der Potsdamer Straße 97 [neue Zählung] nicht gänzlich unzugeneigt zeigte. Bei den Olympischen Winterspielen in Garmisch-Patenkirchen hatte sie außerdem Wert darauf gelegt, mit *Deutschem Gruß* zu gehorchen.

Überhaupt: die Sportpalastrede. War da nicht etwa das Rumpelstilzchen mit Doktorgrad, auf dem er bestand, der seinerzeit das deutsche Volk fragte, ob es nicht auch noch ein bißchen totaler und radikaler ginge, vielleicht noch sogar über die Vorstellungskraft überhaupt hinaus? Und—wenn nötig—ob sie ihn eigentlich, also den totalen Krieg, billigen würden? Das ging dann knappe 108 Minuten lang und wurde mit, sagen wir mal, *frenetischem* Wohlwollen des Publikums anerkannt. Zwischendurch wurden dann auch noch "den Säumigen Beine" gemacht, galt es doch "sie aus ihrer bequemen Ruhe" aufzurütteln. Das ist eine Schuld, die noch lange auf den Schultern der Deutschen lasten wird. Da konnten sie auch noch so leise woanders "Lieber Tommy, fliege weiter / Hier wohnen nur die Ruhrarbeiter / Fliege weiter nach Berlin / da ham'se alle Ja geschrien" singen. ["Alles, alles über Deutschland" nach Haydns Melodie sangen derweil die niederländischen Kinder den *Avro Lancaster* Bombengeschwadern ostwärts zum Geleit.]

Und dann natürlich noch der Sportpalast als Ort der Veranstaltungen. Sechs-Tage-Rennen [145 Stunden im Kreis rum!], Max Schmeling Boxkämpfe, hier und da mal ein Bockbierfest, Lichtspiele, politische Veranstaltungen, und alles immer wieder unter zwielichtigen finanziellen Voraussetzungen. Nach dem Krieg ging es trotzdem fröhlich weiter, etc. pp. Wieder Sechs-Tage-Rennen mit Sarotti-Spurts, *street art* Werbung für Sinalco, Sparkasse, und Martini ["Ein Vergnügen mehr"]. Was früher musikalisch mit "Wiener Praterleben" begleitet wurde, wechselte dann zu Konzerten von Deep Purple, Pink Floyd, Frank Zappa [lieber nur *evolution* oder doch *revolution*?]. Immer daneben und nah dabei [und doch schon vorbei], stellen wir fest, steht fest und wacht treu der Hochbunker. Nichts für ungut.

Dies sind also die Referenzpunkte und Begriffsflächen mit denen sich die Künstler*innen Christine Weber, Alekos Hofstetter, Robert Sokol, EVOL und Julian Vogel in ihren Werken zum Thema *Kosmos Pallasseum* auseinandersetzen. Immobilien als Leitmotiv, im Sinne der Unbeweglichkeit. Ein Wohnort, ein zuhause für so viele, real existierend, durch dessen Luftschächte die Geister eindringen und an dessen Türen Elefanten um Eintritt bitten, und an dem diese vermeintlichen





Unvereinbarkeiten in Momentaufnahmen festgehalten werden, begleitet von einer schablonenartigen Wiederholbarkeit solcher architektonischen Gegebenheiten in Tateinheit mit *Sachbeschädigung*, oder in sozial-dokumentarischer Form filmisch verarbeitet wird. Fremd, allerdings, ist der Fremde nur in der Fremde, erklärte einst Karl Valentin. [Antwort: Das ist nicht unrichtig.]

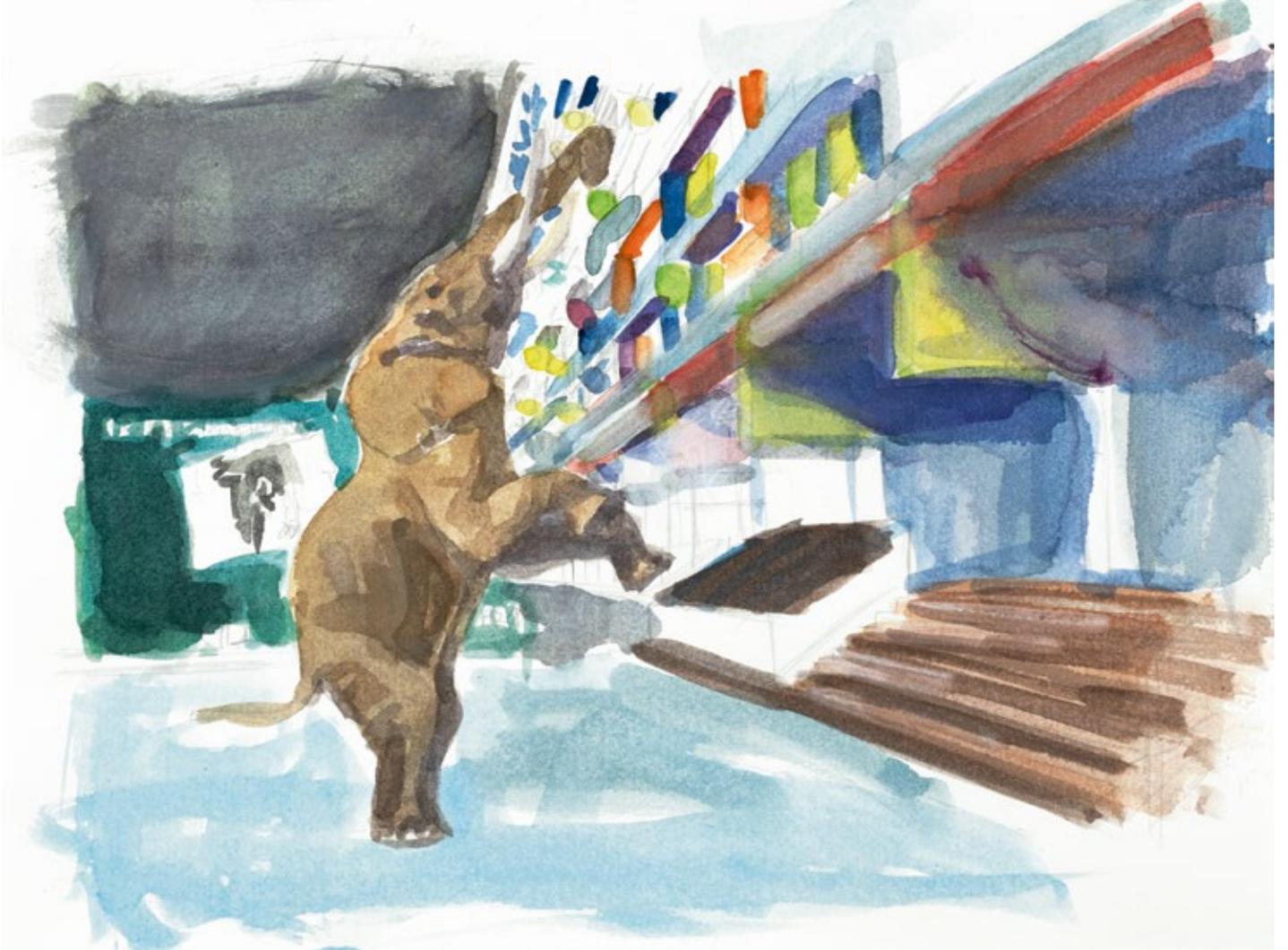
Die Werke im *Kosmos Pallasium* nähern sich den Widersprüchen, die sich aus der Sehnsucht nach Schutz und Geborgenheit und der unausweichlichen Bürde von Mietpreisbindung und Eigentumsansprüchen ergeben, auf unterschiedlichen Wegen. Bist du schon Mietbelastung oder wohnst du hier noch? Anders gesagt: Pflicht oder Schuld? Davon legen manche Graffiti-Tags am Pallasium Rechenschaft ab. *3 Brother's. Riser. 30 Kingz.* Unser Gebiet. Frei nach Heidegger: Dasein in der Zeitlichkeit. Deswegen sollten die *DAZN* und *DAZT* Tags auch noch dazugehören. Wem, außer den jetzigen Anwärtern, sind wir noch Rechenschaft schuldig? Nur uns? Ja, denn wir brauchen Wohnraum und melden Eigenbedarf, auch wenn der ganze Sand der Welt langsam aber sicher im Bau verschwindet. Dann braucht uns auch das Spritzbesteck im Sandkasten nicht mehr zu stören. "Macht euch die Erde untertan" und so. Das ist die "Zauberstufe der Verdichtung". Palast - Pallasium - Palladium.

Wollen wir uns danach richten? Merke: "Satellitenschüsseln sind in Deutschland Richtung Süden ausgerichtet, wobei der zu berechnende Azimut-Winkel innerhalb von 162° und 175° einzustellen ist. Für Berlin bei einem Längengrad von etwa 13,41° Ost ergibt sich hiermit ein Winkel von 172,7 Grad. Der Neigungswinkel liegt bei etwa 32 Grad." Somit schauen wir alle in die gleiche Richtung. Währenddessen werden zukünftige Eigentumsverhältnisse und Liegenschaften in nicht austauschbaren Wertmarken festgehalten [eine Gruftwährung, für immer in der Klotzkette verschlüsselt] und neue Lebensräume im Metaversum erschlossen. Blöderweise versuchen wir dabei immer noch, Austin oder Portland oder Spokane oder eben Schöneberg *weird* zu halten, damit unser eigenes Palladium einzigartig eigenartig bleibt. Und dennoch geht es ab jetzt nur noch um Nachverdichtung. Heißen wir also unsere neuen Mitwohnenden willkommen und nehmen wir auch diese Last noch als Hypothek auf unsere Kappe. Eigentümerin der Anlage ist übrigens die Pallasium Wohnbauten KG, deren Hauptanteils-eignerin seit 2018 die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft Gewobag ist. Damit sind wir im Gewobag-Paradies angekommen. Auch noch unter Denkmalschutz. Jetzt brauchen wir keine Angst mehr zu haben. Jedenfalls langfristig.



SS
BOXING TEAM
BERLIN

LAUER
Verkehrstechnik





BRECHTEL

20 JAHRE
FISCH
KONKONKRETE
20 JAHRE
MENS
JUBILÄUMSKON
LETZTE ZUSATZSCH
GRÖNEM
MEYER

A123

SEWER

ΔE 3

MEUR



SDAKI GRAVIM DJMKI
HOPRO

Large black stylized graffiti on the right utility box.

Red and blue graffiti on the left utility box.

BROA

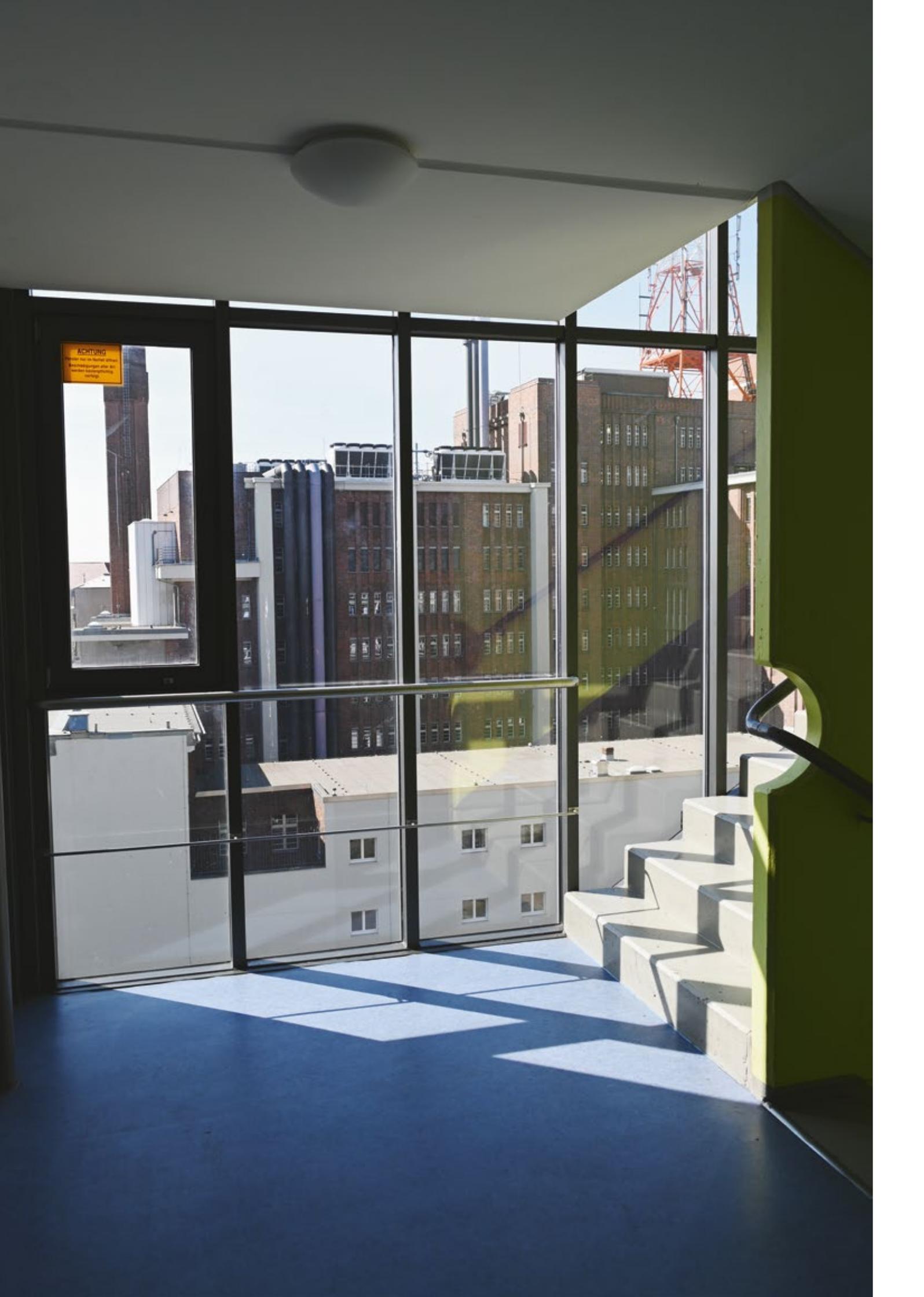
M&M

ITAL FE



Einmaligen Besuch V. Schürta
Episode





ACHTUNG
Bitte bei im Notfall einen
Beratungsgang oder den
ersten Hilfeversorger
rufen.









La Désabusion









+

H. P. 2002





SICHTBARKEITEN

Ein Gespräch über das Pallasseum zwischen HG Merz und Pablo von Frankenberg

PvF: Das Pallasseum ist ein hochverdichteter, denkmalgeschützter Wohnblock in Berlin-Schöneberg, der nach den Plänen Jürgen Sawades zwischen 1974 und 1977 erbaut wurde. Sawade sagte gegen Ende seines Lebens in einem Interview: „Puristisch, einfach, klar. Weniger ist nicht nur mehr, weniger ist besser, weniger ist ein Muss. Das spricht sich so einfach aus, aber dahinter steckt der unbedingte Wille zur Reduktion auf das Wesentliche, die innere Struktur zu finden und die reine Form. Wenn Sie diese drei Dinge beherzigen, sind Sie nicht nur ein sehr guter Architekt, sondern auch ein moderner Architekt. Dann fällt alles an Mode weg.“ Für mich klingt das wie aus einer anderen Zeit. Als Resümee des eigenen Werks ist es recht kompromisslos.

HGM: Dieses Motto geht natürlich auf Mies van der Rohe zurück. Sawade hat seine Architektur aber auch an Oswald Mathias Ungers ausgerichtet. Ungers hatte die Idee gehabt, die Stadt bestehe aus insularen Großkörpern. Das hat Sawade in seinen Bauten auch versucht. Das Pallasseum sortiert sich in den Stadtgrundriss ein, geht aber gleichzeitig auch mit dem Riegel über die Straße dagegen vor. Sawades Bauten stehen sehr eigenständig in der Stadt. Das Hotel Esplanade, seine Gebäude an der Lewishamstraße und am Kaiserdamm sind Solitäre, die trotzdem eingebunden sind. Insgesamt hatte Berlin zu Zeiten West-Berlins eine sehr eigene Architekturszene, die anders war, als die in Westdeutschland. Die war viel eigenständiger! Fehling+Gogel, Ludwig Leo, Bangert Jansen Scholz Schultes, Düttmann, Schüler Witte – bei diesen Architekten hatte man das Gefühl, dass sie ihre Ideen konsequenter umsetzen konnten. Die Ethik dieser Architekten war sehr eigen. Man hat versucht, das Beste zu machen und es extrem zu reduzieren, um sich bloß nicht nach dem Zeitgeschmack zu orientieren. Das sieht man gerade auch beim Pallasseum. Die Wohnungen im Pallasseum sind alle hervorragend, gut geschnitten, tolle Aussicht, sehr hell, vernünftige Bäder und Küchen. Mich hat dieses Gebäude von Anfang an fasziniert. Ich wusste erst nicht, dass es von Sawade ist. Ich fand toll, dass es über diesen Bunker gebaut ist und diese Breitseite zur Stadt zeigt. Ein großartiges Monstrum, mitten in der Stadt und frech über eine Straße gelegt, das ist eindrucklich.

PvF: Fast jeder in Berlin kennt das Pallasseum, aber nur wenige würden es in diesen hohen Tönen loben. Zwölf Geschosse im Brückenbau, sechs Geschosse in den Querriegeln, über 500 Wohneinheiten und mehr als 2.000 Bewohner*innen, also im Schnitt vier Personen pro Wohnung. Warum ist die Wahrnehmung des Gebäudes so negativ? Warum fällt es so schwer, von einem solchen Gebäude solch ein Fan zu sein, wie Du es bist?

HGM: Das hat mit den Wohnungen selbst nichts zu tun. Die extreme Dichte führt dazu, dass man nicht alle Nachbarn kennt. Man überblickt das kaum. Es wird anonym, wenn 2.000 Menschen im gleichen Gebäude wohnen. Drogen, Diebstahl und Raub sind derzeit nicht mehr das beherrschende Thema im Pallasseum. Häusliche Gewalt wohl schon. Das liegt nicht an der sozialen Schicht. Auch in Villengegenden gibt es häusliche Gewalt. Aber dort fällt das nicht auf. Das Pallasseum wird weiterhin als sozialer Brennpunkt gesehen und damit ist auch die Architektur nicht wohlgefallen.

PvF: Typische Kontrollinstanzen wie Kindergärten, Schulen, Jugendzentren usw. mussten während Corona zum Teil schließen, weshalb häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch, eh Delikte mit hohem Dunkelfeld, noch weniger zur Anzeige kamen. Die Jugendzentren Potse und Drugstore genau gegenüber vom Pallasseum wurden rausgeklagt. Das war ein Anlaufpunkt für die Kinder und Jugendlichen unmittelbar vor Ort. Die konnten sich dort anders entfalten als in kleinen Wohnungen, aus denen es gerade in der Pandemie kein Entkommen gab. Wir sind mitten in der Stadt. Wo sollen die sich austoben, wenn es immer weniger Möglichkeiten dafür gibt? Wie kann die Planung von Architektur dazu beitragen, auch den schwächsten sozialen Gruppen gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten zu geben?

HGM: Man muss sich als Architekt*in immer fragen: was bringt Architektur in Gang? Sie produziert Zugehörigkeit. Das Pallasseum ist eine kleine Stadt, deine kleine Stadt, wenn du als BewohnerIn da lebst. Man muss versuchen, in dieser Dichte mit den anderen BewohnerInnen klarzukommen. Wenn man in diese Wohnungen schaut, sieht man, dass jede individuell eingerichtet ist, jede und jeder hat sich da ihre und seine kleine Insel geschaffen. Die Architektur des Pallasseum gibt zwar einen Standard vor, der für alle gleich ist, aber jeder macht daraus, was er will. Jede Wohnung in diesem „Monstrum“ ist mit sehr viel Liebe zu einer Heimat gemacht worden. Gute Architektur ermöglicht das.

PvF: Aber genau das, die Nutzung von Architektur, wird weder in der Architekturforschung noch in der Architekturausbildung groß beachtet. Als Architekt*in lernt man davon wenig. An den meisten Universitäten und Fachhochschulen sieht der Ausbildungsplan das nicht vor. Funktionen werden unterrichtet, aber Nutzungen, Nutzungsarten, Nutzungsgeschichten, gesellschaftliche Transformationsprozesse spielen keine Rolle. Was sind die Voraussetzungen dafür, dass ich als ArchitektIn die Familienmodelle, Wohnvorlieben, Migrationsbewegungen, sozialen Schichtungen usw. der nächsten Generationen vorwegdenken kann?

HGM: Man kann nicht alles auf die Architekt*innen und ihre Ausbildung schieben. Auch die politischen und administrativen Rahmenbedingungen haben ausschlaggebende Effekte auf die Möglichkeiten der Architektur. Der soziale Wohnungsbau schreibt vor, welches Zimmer wie viel Quadratmeter zu haben hat. Da ist oft wenig Spielraum, auch in der finanziellen Ausstattung. Was die Grundrisse im sozialen Wohnungsbau – auch im Pallasium – gerade nicht auszeichnet, ist eine gewisse Flexibilität, die auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse reagieren könnte. Es gibt im Pallasium aber größere und kleinere Wohnungen. Wenn es ein gutes Management gibt, kann man zum Beispiel die Wohnungen tauschen. Eine junge Familie braucht ein Zimmer mehr, ein altes Ehepaar vielleicht ein Zimmer weniger. Bei einer Großform wie dem Pallasium hat man da ganz andere Möglichkeiten, flexible Modelle zu schaffen. Die andere Möglichkeit wäre, die Wohnung als solche nach den eigenen Bedürfnissen ändern zu können. Es gibt immer mehr Beispiele, wo man Größen von Räumen verändern kann, indem man eine Wand zu- oder aufmacht. Bestimmte Installationen, Küche und Bad, sind als Kerne fest drin, aber den Rest kann man frei bespielen.

PvF: Die Stadt hat mehrmals darüber nachgedacht, das Pallasium abzureißen. Woher kam diese Kehrtwende, den Komplex stattdessen 2017 unter Denkmalschutz zu stellen? Wäre das auch vorstellbar gewesen, wäre der Ort ohne das erfolgreiche Quartiersmanagement weiterhin ein Ort der Verwahrlosung und der hohen Kriminalitätsraten gewesen?

HGM: Die Architektur, die zeitlich zu nah an uns ist, wird nie besonders geliebt. Der Denkmalschutz ist oft dafür da, zu verhindern, dass etwas verschwindet, von dem man denkt, dass es ein Beitrag zur Architektur und zur Stadtgeschichte ist. Manchmal muss man einfach noch einmal 20 Jahre warten. Plötzlich fand man Bauhaus toll. Das hätte man davor am liebsten alles abgerissen. Erich Mendelsohns Kaufhaus Schocken in Stuttgart etwa wurde 1960 zerstört, obwohl es eine Ikone der Moderne war. Übrigens geht es auf Sawades Initiative zurück, dass Mendelsohns Berliner Schaubühne erhalten blieb. Wenn das Pallasium weg wäre, würde man es irgendwann vermissen, weil es zur eigenen Geschichte und zur Geschichte der Stadt gehört. Oft gibt es erst kurz vor dem Abriss Proteste, wie beim Mäusebunker. Die Aufmerksamkeit ruft den Denkmalschutz auf den Plan. Hätte es beim ICC keine solche Debatte gegeben, wäre es schon längst abgerissen. Das ist zwar genauso asbestverseucht wie der Palast der Republik. Aber weil dieser durch die DDR konnotiert ist, hatte auf einmal der Denkmalschutz auch nichts mehr zu sagen. Beim Pallasium stellt sich das noch einmal ganz anders dar: man

hat Schwierigkeiten damit, es als Denkmal anzuerkennen, weil es immer noch als sozialer Brennpunkt wahrgenommen wird. Der Denkmalschutz hat die Qualität der Architektur hervorgehoben, die in ihrer Einzigartigkeit einen wesentlichen Beitrag zur Baukultur leistet.

PvF: An gleicher Stelle stand zuvor der Berliner Sportpalast, lange Zeit die größte Veranstaltungshalle Berlins. Hier hielt Joseph Goebbels 1943 die Rede, in der er zum „Totalen Krieg“ aufrief. Nach dem Krieg wurde der zerstörte Sportpalast, in dessen Ruinen nach dem Krieg weiterhin Veranstaltungen stattfanden, wieder aufgebaut und 1973 dann endgültig abgerissen. Der sichtbarste Teil aus dieser Geschichte ist der nicht sprengbare Hochbunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Ist das ein typisch deutscher Ort: Sport, dann Nazis, dann sozialer Wohnungsbau einer Gesellschaft, die sich partout nicht als Einwanderungsgesellschaft verstehen will?

HGM: Das ist einfach Berlin. Diese Stadt, die nie wird. Jede Ecke ist hier extrem geschichtsträchtig. Hier sammelt sich Deutschland vom Kaiserreich über die Nazizeit bis heute. Und beim Pallasium trifft sehr viel von dieser hochkonzentrierten Berliner Geschichte aufeinander. Der Ort des Pallasium war immer mitten drin. Um die Ecke war der NS-Volksgeschichtshof, an dem Roland Freisler Präsident war, der als Teilnehmer der Wannseekonferenz den Holocaust mitorganisiert hat. Schöneberg war ein Brennpunkt in den 80ern und 90ern. David Bowie wohnte nicht weit weg. Hier hat sich alles und jeder aus der Welt gesammelt und dieses absolut liberale Berlin genossen. Jetzt kommen die ganzen Galerien und Modeläden von der Potsdamer Straße immer weiter Richtung Pallasium. Berlin besteht ganz viel auch aus „Spontanvegetation“, die man entweder als Unkraut versteht und am liebsten sprengen möchte, oder als den Humus für Neues.

PvF: Es gibt also so viel Geschichte dort, dass die Geschichte gar nicht mehr gesehen wird. Es gibt zwar irgendwo eine Plakette, dass hier mal der Sportpalast stand. Auch der Bunker wird als Geschichtsort gesehen, aber letztlich geht das unter. Diese Geschichtlichkeit hat eine Ähnlichkeit mit der Architektur des eigenen Alltags: sie ist so selbstverständlich, dass man sie kaum mehr wahrnimmt. Oft geht die gebaute Umwelt in der Wahrnehmung unter, weil sie ja immer da ist. Wie ich sie benutze, welche Möglichkeiten eine Wohnung mir gibt und welche mir genommen werden, wird von den meisten Menschen nicht beachtet. Die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Ort und seinen Bewohner*innen durch das Projekt *KOSMOS PALLASIEUM* ist vielleicht eine Möglichkeit, jenseits bestehender Diskurse und Konzepte einen anderen Abstand

zum Alltäglichen zu gewinnen. Wenn ich meine Lebenswelt anders interpretiert sehe, als ich es gewohnt bin, regt es mich zum Nachdenken an. Kunst tut ja nichts anderes, als unsere Welt in vieldeutiger Weise zu interpretieren. Wenn ich mit den Mitteln der Kunst auf die Architektur blicke, schaffe ich ein Bewusstsein für die spezifische Vieldeutigkeit von Architektur. Die Fotografien von den BewohnerInnen des Pallasseum lassen hinter die Fassaden blicken. Die gemalten und gezeichneten Annäherungen heben Details hervor und bieten andere Kontexte an. Die Street Art feiert das Serielle und kritisiert gleichzeitig urbane Uniformitäten. Bleibt das *l'art pour l'art* oder kann sich daraus tatsächlich ein Diskurs, Reaktionen, Veränderungen entspinnen?

HGM: Man darf das Pallasseum nicht einfach als Ikone nehmen. Es geht hier weder allein um die Architektur, noch allein um die Bewohner, sondern um beides zusammen. Diese Interaktion zwischen dem städtebaulichen Ansatz, der Architektur selber und den sehr unterschiedlichen BewohnerInnen muss überkommen. Es war mal ein sozialer Brennpunkt. Jetzt ist es keiner mehr. Aber es hat noch den gleichen Nimbus. Es ist schwer zu vermitteln, dass sich hier etwas verändert hat. Das ist ein *best practice* Beispiel, wenn man so will. Es gab mal einen guten architektonischen Gedanken, der ist in der Gier des Investors und dem Missmanagement der Verwaltung untergegangen. Das kann man aber wieder hochbringen. Ganz wichtig ist, dass der Eigentümer zeigt, dass er sich darum kümmert, dass das etwas Tolles und Lebenswertes ist. Dann kümmern sich die Bewohner*innen plötzlich auch. Dann wächst eine Gemeinschaft anders zusammen und sortiert die neu Hinzugekommenen viel selbstverständlicher ein. Das ist ein langer Prozess, der politisch nicht einfach durchzusetzen ist, weil die nächste Wahl ansteht und sich das Ergebnis erst später zeigt. Ich hoffe, dass man nach dem Projekt *KOSMOS PALLASSEUM* dieses Gebäude und seine Umwelt anders wahrnimmt. Die künstlerischen Positionen sollten Anlass dazu geben, das gesamte Gefüge zwischen Architektur, Stadt und BewohnerInnen anders zu betrachten. Schön wäre, wenn danach der Blick auf das Pallasseum nicht nur Ablehnung, sondern Interesse hervorruft. Dass einem die Besonderheit des Ortes klar wird, diese konzentrierte Melange einer Stadtgesellschaft. Wir können am Pallasseum sehr viel lernen, über Verdichtung, über die Bildung von Gesellschaft, über zukünftiges Bauen. Diesen Blick zu schärfen, dabei könnte *KOSMOS PALLASSEUM* helfen.

PALAST

Dokumentarfilm, HD, 82 min

Ein alter Mann will die Frau erobern, die seine Wohnung reinigt.

Ein Architekt wollte an das Gute im Menschen glauben.

Eine Mutter liebt ihren Sohn, auch wenn er ins Gefängnis muss.

Ein Junge teilt ein Zimmer mit seinen Eltern.

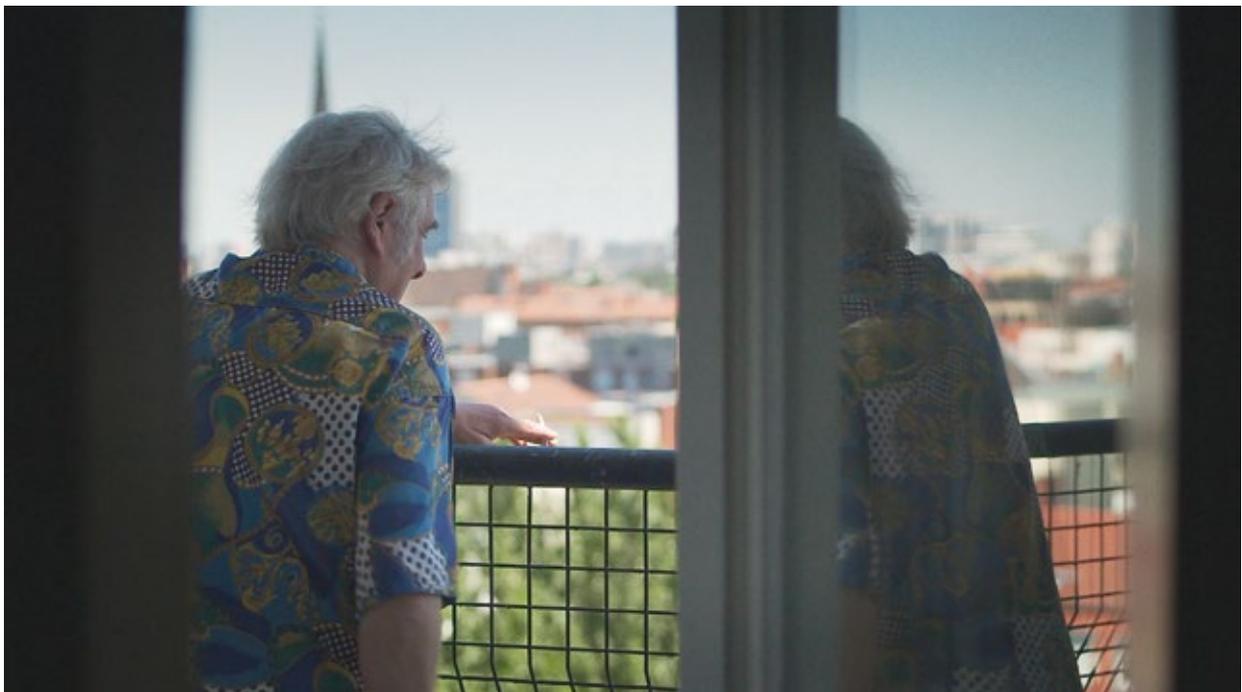
Ein Bauherr wollte leicht und schnell finanzieren. Wo einst im Sportpalast ein Max Schmeling kämpfte und ein Goebbels den totalen Krieg forderte, steht heute eine der größten Wohnanlagen Deutschlands. Fünfhundertvierzehn Wohnungen, über zweitausend Bewohner. Modernes Wohnen. Lange als „Sozialpalast“ bekannt, begleiteten Kriminalität, Vandalismus und Drogen seinen Ruf.

Viele Blicke auf einen Ort. Damals und heute, Planer und Bewohner, eine gescheiterte Utopie, eine Maschine zum Wohnen. Ein Film über Zeit und Zufall.

Regie: Julian Vogel, Kamera: Timm Kröger, Montage: Hannes Bruun, Produzenten: Jana Raschke & Jasper Mielke, Ton: Tom Schön, Tonpostproduktion: Oscar Stiebitz, Musik: Milan Loewy



*Architekt Sawade erklärt den Bau
Julian Vogel, PALAST, Dokumentarfilm [Screenshot]*



*Herr Eberle blickt von seinem Balkon
Julian Vogel, PALAST, Dokumentarfilm [Screenshot]*













MASCHINE



**COVID
TESTSTELLE**

TÄGLICH AUCH OHNE

- **ANTIGEN-SCHNELLTEST**
- **PCR-TEST**
- **CORONATEST kostenlos**

AUCH OHNE TERMIN

BITTE VORHER ANMELDEN





Kostenlose
COVID-19 TESTSTELLE

IN 15 MINUTEN FERTIG



AUCH OHNE TERMIN

ANTIGEN-
SCHNELLTEST
PCR-TEST
CORONATEST
kostenlos

AUCH OHNE TERMIN

COVID 19
TESTSTELLE

gemeinsam gegen CORONA

Kostenloser
COVID-19 TEST

IN 15 MINUTEN FERTIG



AUCH OHNE TERMIN



NICHTS für UNGUT

Daneben und doch dabei!

HEUTE HIER
HEUTE HIER
UND
MORGEN GESTERN
MORGEN GESTERN

ARTY DER BARBAR



Rainer Bellenbaum ist Medienwissenschaftler. Er ist tätig als Autor, Filmemacher und Kritiker. Journalistische Arbeiten zur Architektur und zum Film erschienen in TV-Magazinen [ZDF, Deutsche Welle] und erscheinen in Kunstzeitschriften [Texte zur Kunst, springerin, Camera Austria]. Seine Buchpublikationen erforschen die Möglichkeiten des „Kinematografischen Handelns“ [bbooks, 2013] und filmischen Korrespondierens. Seine auf bauliche Gestaltungen und Infrastrukturen bezogenen Filmarbeiten beobachten das Verhältnis des Modernen zum Historischen wie zum Alltagsleben.

www.rainerbellenbaum.com

EVOL verwandelt rechteckige Formen wie Kartons oder große Betonblöcke in „Architektur“, indem er sie als Häuserfassaden gestaltet. Sein Thema sind urbane Landschaften und Gebäude. Inspiriert durch die Fotografien, die EVOL auf seinen Streifzügen durch die Stadt macht, fertigt der Künstler Sprühschablonen für seine Werke an: aus Kartons werden Häuserblöcke, und die grauen Strom-, bzw. Telekomkästen auf der Straße werden zu Plattenbauten umgewandelt. Im Vordergrund von EVOLs Schaffen steht die Frage nach der sozialen Konsequenz der Architektur der Moderne für unsere urbane Gegenwart. Und die Relevanz dieser künstlerischen Orientierung erfährt eine zusätzliche Aufladung durch den unaufhaltsam fortschreitenden Prozess der Gentrifizierung und ist von beeindruckender Aktualität.

www.evoltaste.com

Dr. Pablo von Frankenberg konzipiert Museen, entwickelt und kuratiert Ausstellungen und berät Architekturprojekte, Kulturinstitutionen und Kommunen. Als Soziologe und Kulturwissenschaftler forscht, lehrt und publiziert er zur Museologie und Architektur in und außerhalb Europas.

www.vonfrankenberg.cc

Alekos Hofstetter ist Maler und Zeichner. Thema seines 2014 begonnenen Werkzyklus „Tannhäuser Tor“ ist das Verhältnis von Raum, Zeit und Distanz. Für die Auseinandersetzung mit diesem Thema werden die sich im Wandel der Zeit verändernden Perspektiven auf die Moderne und ihre Architektur künstlerisch genutzt. Hofstetter konstruiert in seinen in Mischtechnik [u.a. Tusche, Buntstifte und Permanent-Marker] geschaffenen Zeichnungen durch Überlagerung von zeichnerischen Ebenen ein neues Verhältnis von Architektur zu ihrer Umgebung.

1989 war Alekos Hofstetter Mitbegründer des legendären Künstlerkollektivs BEWEGUNG NURR in Dresden. Zwischen 2008 und 2021 hat Hofstetter an einer Reihe von Bühnenbildern der Berliner Bühnenbildnerin Nina von Mechow mitgewirkt [u.a. Inszenierungen von René Pollesch, Martin Wuttke, Karin Henkel und Jossi Wieler].

www.alekos-hofstetter.de

Gunda Işik ist seit 2002 freie Projektberaterin mit dem Schwerpunkt Finanzen. Neben der Arbeit für verschiedene Projekte des nGbK [neue Gesellschaft für bildende Kunst, Berlin], war sie auch an der Realisierung der Projekte 9841 - Denkmal für Johann "Rukeli" Trollmann [2010-2012] und HAUS DER 28 TÜREN [2014/2015] des Berlin-Dresdner Künstlerkollektivs BEWEGUNG NURR beteiligt.

Stephan Kruhl war Referent für Kulturprogramm am Tschechischen Zentrum in Berlin, Musikdramaturg an der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Haus der Geschichte und Leiter des Koordinierungszentrums Deutsch-Tschechischer Jugendaustausch. Seit 2006 ist Stephan Kruhl freischaffender Projektdramaturg und seit 2013 Kurator der Zwitschermaschine in Berlin. Dort hat er eine Reihe von verschiedenen Kunst- und soziokulturellen Projekten zum Thema der urbanen Realität des Pallasäum geleitet.

www.zwitschermaschine-berlin.de

Prof. Dr.-Ing. h.c. HG Merz kuratiert als Gründer und Geschäftsführer von hg merz seit über dreißig Jahren Ausstellungen, konzipiert Museen, erstellt Masterpläne für Kulturinstitutionen und berät Auftraggeber und Architekten auf internationaler Ebene. Geschichte und Ereignisse dem Verstehen aufzuschließen ist nicht nur Ziel seiner Museumsprojekte, sondern auch der Leitfaden für die Restaurierung und Erweiterung historisch bedeutsamer Architektur. Neben seinem interdisziplinären Team steht HG Merz dabei ein enges internationales Netzwerk von Experten aus Architektur, Wissenschaft, Kunst und Design zur Seite.

HG Merz ist seit über zwanzig Jahren in der universitären Lehre tätig, hält Vorträge und Workshops im In- und Ausland, ist Preisrichter internationaler Wettbewerbe und publiziert in den Bereichen Museum/Ausstellung und Bauen im Bestand.

www.hgmerz.com

Robert Sokol nutzt in seinen Fotografien die Darstellung von Architektur, um die sozialen Realitäten urbaner Verhältnisse sichtbar zu machen. Er ist ein Fotograf seiner Stadt Berlin, mit ihren Straßen, öffentlichen Plätzen, Geschäften oder Cafés. Neben seinen Fotografien, die Passantengruppen oder Einzelne herausgreifen, oftmals als Momentaufnahme, sind für ihn ebenso essayhafte Abfolge und Milieustudien von Bedeutung.

Christine Weber beschäftigt sich in ihren Gemälden mit der Darstellung von Modernität im Film. Durch Abstraktion entwickelt die Malerin aus einzelnen Filmeinstellungen Gemälde, die den Betrachter an die Wiedergabe von Zuständen filmischer Selbstreflexivität erinnern. Genau wie das Referenzmaterial, also die Filmaufnahme, beziehen sich die Bilder von Christine Weber auf die Darstellung einer Illusion. Aber die Künstlerin ermöglicht dem Betrachter durch das gemalte „Filmbild“ die Realität einer solch medial neuen Darstellung in ein Verhältnis zur Erinnerung an einen Film zu setzen. Auf diese Weise wird sichtbar, dass Erinnerung immer auch Erfindung, ein schöpferischer Prozess ist. Durch ihre Konsequenz beim Reduzieren von Bildinformation entsteht in Christine Webers Gemälden eine überraschend neue Perspektive auf szenographische Arrangements. Auf diesem Weg thematisiert die Malerin die Instabilität in der Unterscheidung zwischen „nur Vorgestelltem“ und „tatsächlich Vorhandenem“.

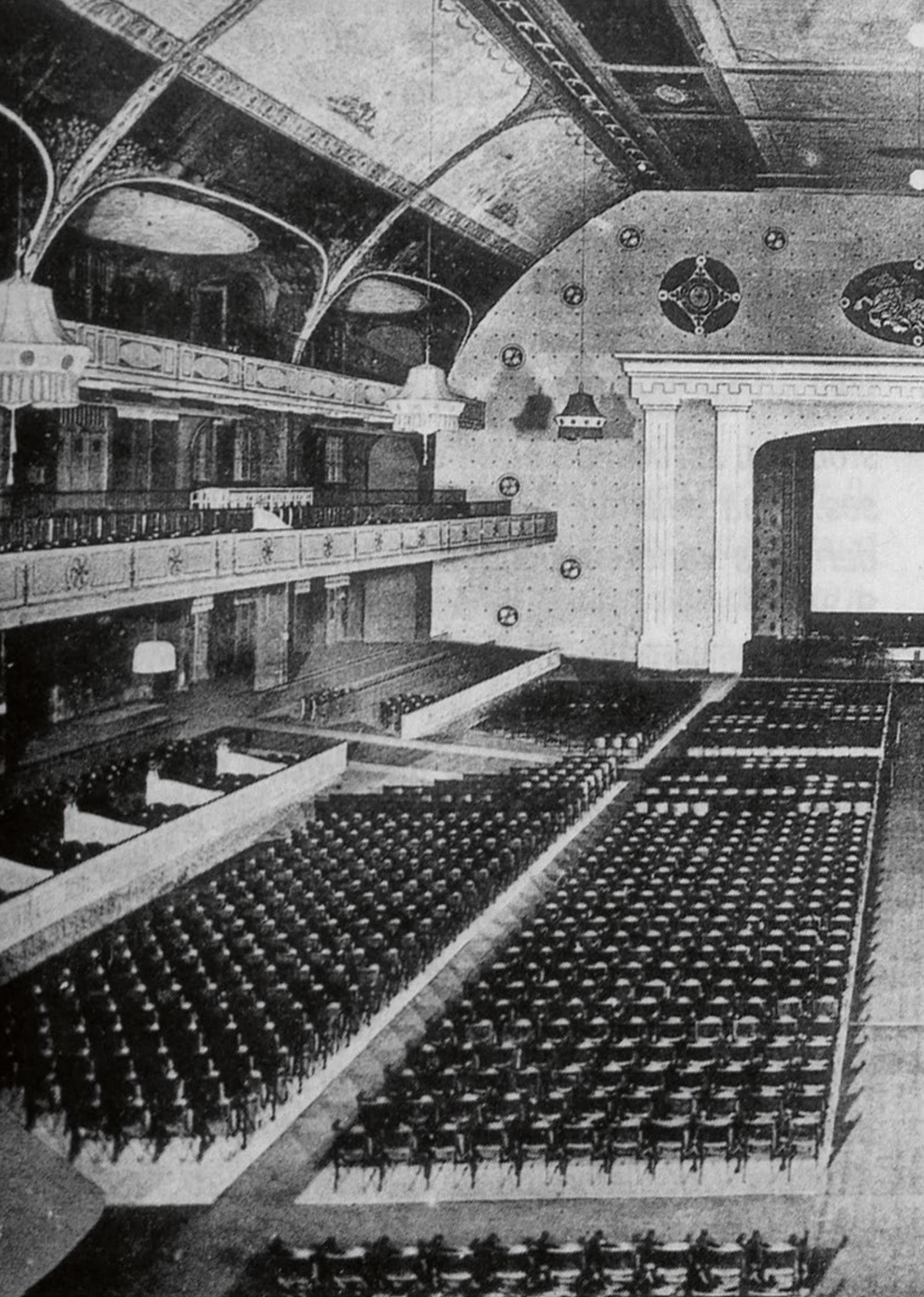
www.christineweber.info

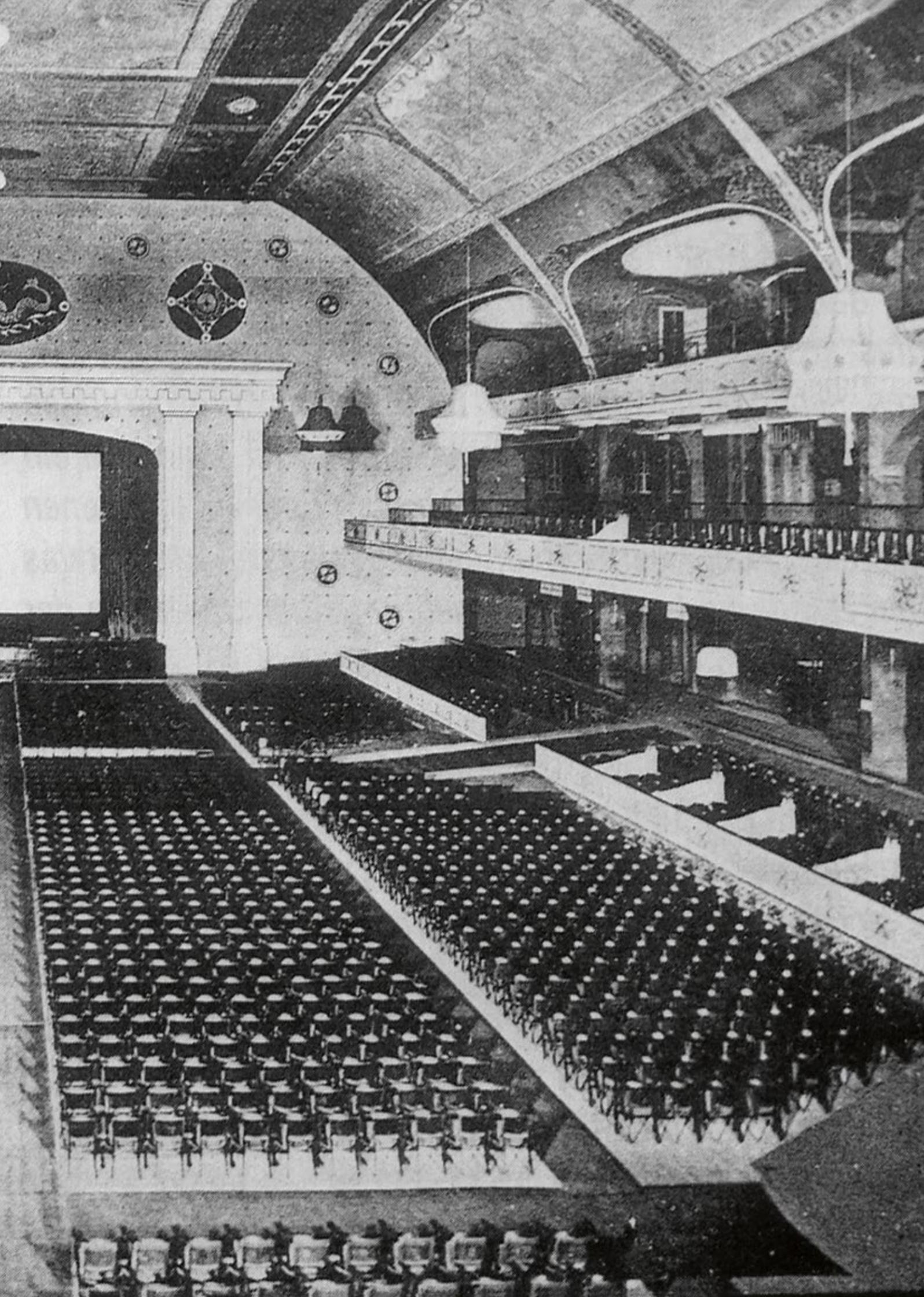
Julian Vogel ist Dokumentarfilmer und Regisseur. Manchmal arbeitet er auch als Journalist. In seinem Film PALAST [2013] über das Pallasseum lässt er die Realitäten der Bewohner*innen und der Planer des Hauses und seine Geschichte auf einander treffen. Außerdem hat er einen Film über einen Freier gemacht, der sich in eine Prostituierte verliebt [TILMAN IM PARADIES, 2011], einen Film über Chemie und Wein [16xDEUTSCHLAND: RHEINLAND PFALZ, 2013] und einen Film über den verstorbenen Vater seines besten Freundes [BILDER VOM FLO, 2016]. Zur Zeit arbeitet er an einem Film [DAS FEUER BRENNT DA, WO ES HINFÄLLT (AT), 2022], der sich Menschen widmet, die Angehörige bei den rechtsextremen Anschlägen von München 2016, Halle 2019 und Hanau 2020 verloren haben. Julian lebt im Schöneberger Norden in einem Haus, das wie das Pallasseum, von Karsten Klingbeil gebaut wurde.

www.julianvogel.net

Daniel H. Wild ist promovierter Kulturwissenschaftler. 1989 war er Mitbegründer des Künstlerkollektivs BEWEGUNG NURR Dresden. Herausgeber der Katalogpublikationen TANNHÄUSER TOR I [2013] und TANNHÄUSER TOR II [2018] zum Werk des Berliner Zeichners und Malers Alekos Hofstetter im Fantôme Verlag Berlin.

www.tannhaeuser-tor.net





ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Einband:** Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung 3*, 2022
Öl auf Leinwand, 145 x 100 cm
- 4| Alekos Hofstetter, *Zauberstufe der Verdichtung*, 2022, Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 59 x 79 cm
- 6| Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung 4*, 2022, Öl auf Leinwand, 145 x 100 cm
- 10| Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung 1*, 2022, Öl auf Leinwand, 145 x 100 cm
- 13| Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung 2*, 2022, Öl auf Leinwand, 145 x 100 cm
- 14| Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung 3*, 2022, Öl auf Leinwand, 145 x 100 cm
- 16| Robert Sokol, *Boxing Team Berlin*, 2022
C-Print, 40 x 30 cm
- 17| Christine Weber, *Sozialstruktur & Raumnutzung A*, 2022, Aquarell und Gouache auf Papier, 24 x 32 cm
- 18–19| EVOL, *Plattenbauten*, 2022
Potsdamer Straße, Berlin [Foto: Robert Sokol]
- 20| Alekos Hofstetter, *Einmaliger Besuch?*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 42 x 29 cm
- 21| Alekos Hofstetter, *FUCK*, 2022, Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 29 x 42 cm
- 22| Christine Weber, *ohne Titel*, 2022
Foto, 29,7 x 19,6 cm
- 23| Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 90 x 60 cm
Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 80 x 100 cm
- 24| Alekos Hofstetter, *Kosmos-Pallasseum*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 42 x 29 cm
- 25| Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 80 x 60 cm
- 26| Alekos Hofstetter, *La Désabusion*, 2022
Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 42 x 29 cm
- 27| Alekos Hofstetter, *Mehr ist Mehr*, 2022
Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 90 x 67 cm
- 28| Alekos Hofstetter, *Kein Traum ohne Traum*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 60 x 46 cm
- 29| Alekos Hofstetter, *Harte Zeiten*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 63 x 52 cm
- 30| Alekos Hofstetter, *THING*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 42 x 29 cm
- 31| Robert Sokol, *Müllschlucker grün*, 2022
C-Print, 45 x 30 cm
- 32| Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 80 x 60 cm
- 38| Alekos Hofstetter, *Das Mädchen mit den grünen Haaren*, 2022, Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 59 x 79 cm
- 39| Robert Sokol, *Dennis*, 2022, C-Print, 30 x 50 cm
Robert Sokol, *Gerda*, 2022, C-Print, 30 x 50 cm
- 40| Alekos Hofstetter, *SOZIALPALAST*, 2022
Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 42 x 29 cm
- 41| Robert Sokol, *Vannini*, 2022, C-Print, 60 x 90 cm
Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 60 x 90 cm
- 42| Robert Sokol, *ohne Titel*, 2022, C-Print, 45 x 67 cm
- 43| Robert Sokol, *Bank & Vogel*, 2022, C-Print, 45 x 30 cm
- 44–45| EVOL, *Plattenbauten*, 2022
Potsdamer Straße, Berlin [Foto: Christine Weber]
- 46| EVOL, *Plattenbauten*, 2022
Potsdamer Straße, Berlin [Foto: Christine Weber]
- 47| Alekos Hofstetter, *Arty der Barbar*, 2022
Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 80 x 56 cm
- 50–51| Sport-Palast-Lichtspiele, 1919
- 53| Robert Sokol, *Müllschlucker gelb*, 2022
C-Print, 45 x 30 cm
- 55| EVOL, *Plattenbauten*, 2022
Potsdamer Straße, Berlin [Foto: Christine Weber]
- Einbandinnenseite hinten:** Alekos Hofstetter, *FIGHT SCHIZO-RUSCISM Слава Героям і Героїням [Ruhm den Held*innen]*, 2022, Acryl-Marker, Tusche, Permanent-Marker auf Papier, 79 x 55 cm



Unser herzlicher Dank gilt Dieter Frowein, Andrea Stahl, Christian Mayrock, Bodo Förster, Urs Füssler, Albert Ebert, Gerda Zaddach, Dennis Zaddach, Detlef Glawe, Božo Renić, Orhan Sariok und Peter Pulm.

IMPRESSUM

Herausgeber

Daniel H. Wild

Text

Stephan Kruhl, Dr. Pablo von Frankenberg, Rainer Bellenbaum, Daniel H. Wild, Prof. HG Merz

Gestaltung

Christine Weber

Auflage

300

Kooperationspartner

ZWITSCHERMASCHINE

Potsdamer Str. 161

10783 Berlin

www.kosmos-pallasseum.eu

permanent verlag

ISBN 978-3-9823386-5-1

www.permanentverlag.de

©2022 EVOL, Alekos Hofstetter, Robert Sokol, Christine Weber und Autoren.

PALAST, Dokumentarfilm © 2013 Timm Kröger & Filmakademie BW / RBB

Alle Rechte vorbehalten/ all rights reserved.

Abdruck [auch auszugsweise] nur nach Genehmigung durch den Verlag.

No part of this book may be reproduced in any form without permission by the publisher.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



GRILL

Vegan Land

M&M BACK

Слава Героям і Героїням



FIGHT SCHIZO-RUSGISM

